

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 140

Posen, den 21. Juni 1929

3. Jahrg.

Johann von Lübeck

Roman aus der Zeit der Hanse von Wilhelmine Fleck.
(Nachdruck verboten.)

I.

Vor dem Rathaus in Lübeck drängte sich das Volk. Es war ein rauher Apriltag, aber trotzdem ein Hagelschauer nach dem andern den Wartenden auf die Köpfe prasselte, wartete man geduldig, trat von einem Fuß auf den anderen und starrte zu den Fenstern des Sitzungssaales hinauf, als könne man damit die Ereignisse beschleunigen.

„Was ist eigentlich los, Leute?“ fragte ein Bürger, der zufällig des Weges kam, einen anderen.

„Die schwedischen Herren retten gleich ab.“

Vorne entstand eine Bewegung, die Leute drängten zurück, oder vielmehr, sie wurden gedrängt durch eine Anzahl spießtragender Ratsknechte, die in den dichten Haufen eine Gasse brachen, während andere Knechte Rosse vorführten. Jetzt traten zwei Herren aus dem Portal; in dunklen Pelzmänteln, Tangaufgeschossen, blondhaarig, mit klugen, edigen Bauerngesichtern. Sie stiegen zu Ross, ihr Gefolge schloß sich ihnen an, gemessen und würdig ritten sie die Breite Straße hinunter zur Mühlenstraße, wo ihnen das Quartier bereitet war.

Ein paar Männer steckten wichtig die Köpfe zusammen. „Der Lange, Dürre war Niels Waggesen, ich kenn ihn. Den schickt der Schwede immer voran, wenn's was mit der Junge auszufechten gibt.“

„Scheint ja auch was erreicht zu haben. Hast gesehen? Er trug 'ne Pergamentrolle, an der das große Ratsiegel hing.“

„Unsere Hochgebietenden Herren werden schon dafür gesorgt haben, daß etwas darin steht, was ihnen und uns frommt“, sagte der Schneider Pralow aus der Fischstraße weise. „Herr Hinrich und Herr Nikolaus haben sich noch nie übers Ohr hauen lassen. Bin nur neugierig, was diesmal dabei herauskommen wird.“

„Was bei Verträgen meistens herauskommt. Die Reichen werden noch reicher; die Armen noch ärmer.“ Der Sprecher war ein junger, hagerer Mann. Er war einfach, aber gut in dunkles Tuch gekleidet und trug die Pelzmütze tief in die Stirn gerückt. Die schwarzen Augen in dem bleichen, mageren Gesicht blickten streng, und die Mundwinkel senkten sich ein wenig abwärts, was seinen Zügen einen halb überlegenen, halb mißvergnügten Ausdruck gab.

„Nun hör' einer den Hinrich Paternostermaker an“, sagte der kleine Schneider. „Nimmer regt er sich über die Armen auf. Man sollte meinen, er sei der ärmste Pracher, und dabei hat er ein Haus in der Braunstraße und eins in der Bedergrube, und sein Handel gedeiht.“

Der mit Hinrich Paternostermaker Angeredete wandte die zürnenden Schwärmeraugen auf den zufriedenen Satten. „Ich würd's wahrhaftig traurig finden, wenn mir das eigene Ergehen den Maßstab für Gut und Böse in der Welt gäbe.“

In diesem Augenblick öffnete sich von neuem die Gasse, die sich hinter den Schweden geschlossen hatte, und diesmal ohne Hilfe der Spießknechte, um zwei Männern in prunkhafter Ratsherrntracht Raum zu geben. Die Rappen flogen von den Köpfen. „Euer Diener, Herr Hinrich.“ — „Euer Diener, Herr Nikolaus.“ Die beiden Bürgermeister erwiderten den Gruß herablassend und fürstlich gemessen, während sie, von je zwei Knechten gefolgt, über den Markt dem Haufe Herrn Hinrich Wittenboras zuschritten.

„Zum Frühling sollte Euer Sohn heimkehren. Jetzt ist's wohl bald so weit“, sagte Herr Nikolaus Schoneke, die Pelzschaupe fester um sich ziehend, denn ihn plagte das Reiben.

„Er kam schon gestern abend an und brachte wichtige Briefe von unserm Kontor in Brügge mit.“

„Und seid Ihr zufrieden?“

„Mit den Briefen oder mit Johann?“

Herr Nikolaus lachte. „Nehmt's, wie Ihr wollt.“

„Nun, mit den Briefen — so leidlich; mit Johann — ja. Er ist ein schöner Mensch geworden, groß, bärtig; hält' ihn fast nicht wiedererkannt. Weiß wohl, daß man mit der Schönheit keinen einzigen Hering fängt —“

„Aber desto mehr Mädel“, warf Schoneke taustisch ein.

„Will nicht hoffen, daß er ein Schürzenjäger wird; er hätte als seines Vaters Sohn Wichtigeres zu tun. Seine Mutter ist natürlich glücklich, daß sie ihren Einzigsten wieder hat“, fuhr der Erste Bürgermeister fort, „sie hat heute früh gleich sechs dicke Wachskerzen auf den Hochaltar von St. Marien geopfert. Na, ja; Johann gefällt mir auch. Ich muß das sagen, obgleich ich sein Vater bin. Er hat helle Augen und offenen Sinn für das Wohl unserer Stadt; auch versteht er die Worte klug zu setzen. Er konnte das immer schon, aber in der Fremde hat er's noch besser gelernt.“

„Mit solcher Eigenschaft wird er im Rat gut zu brauchen sein und kann noch Euer oder mein Nachfolger im Amt werden.“

Wittenborg nickte. „Ich muß Euch gestehen, daß ich derlei auch schon gedacht habe, indessen, das steht bei Gott. Aber tretet mit ein, werter Freund, seht ihn Euch an und urteilt dann bei Euch, ob ich wie ein eitler und törichte Vater geredet habe“, sagte er, indem er die Hand auf die Ritze seiner Haustür legte. Bevor er sie noch öffnen konnte, wurde sie schon von innen aufgestoßen, und auf der Schwelle stand ein junger Mann, modisch, ja, ein wenig stutzerhaft gekleidet, in enganliegende Beinkleider und braunes Samtwams, dessen Zaddelärmel fast den Boden streiften. Beim Anblick der beiden Hochgebietenden riß er das Barett vom Kopf und senkte es tief zur Erde.

„Herr Pate Schoneke.“

„Gott zum Gruß, Johann. Ich bin eigens hereingekommen, um dich jungen Fant zu sehen.“

„Viel Ehre, Herr Pate.“

Schonekes Blick flog zwinkernd zu Herrn Hinrich, als wollte er sagen: „Ihr habt recht, er kann sich sehen lassen. Doch sprach er's nicht aus. Er fragte nur: „Wie bist du hergekommen?“

„Mit einer von Herrn Arnold Bardewiels Roggen.“

„Haben Euch die Schwarzflaggen zu schaffen gemacht?“

„Nein. Hier und da zeigten sich ein paar. Jämmerliches Gelichter, wie hungrige Aaskrähen. Als unsere Geleitsloggen die Bliden auf sie richteten, nahmen sie Reißaus.“

„Um so besser. Aus dem Ostmeer kommen Klagen über Klagen über die Schwarzflaggen. Die Schiffe getrauen sich kaum noch auf die offene See hinaus. Aber sag“, fuhr der alte Bürgermeister fort, „ist's wahr, was man sagt, daß in Brügge von allen Lübschen die Bardewiels den größten Handel haben?“

Es war, als flog ein ganz leiser Schatten über Johann Wittenborgs Gesicht. „Das mag wohl so sein, Herr Pate.“

„Ei, du sagst das in solchem Ton. Bist neidisch, daß deines Vaters Kontor nicht das größte ist?“ neckte Schoneke.

„Dazu seh' ich keinen Grund, Herr Pate.“

„Ich auch nicht“, sagte Herr Hinrich würdevoll.

„Die Hauptsache ist, daß unser beider Handel gedeiht und daß die Stadt den Vorteil davon hat. Wenn die Barde- wicks wirklich etwas reicher sind als ich, was kümmert's mich? Und wenn mich's kümmerte, so würde ich denken, daß ich einen Sohn habe, der ihnen leichtlich den Rang ablaufen kam. Aber laßt uns hier auf der Diele nicht Wurzel schlagen, Herr Nikolaus. Johann, sage der Gesine, daß sie uns eine Kanne Wein in die Schreibstube bringe. Und drei Becher.“

„Wie Ihr befehlt, Herr Vater“, sagte Johann, aber es klang unsich. Er hatte anderes vor, doch durfte er die Auf- forderung des Vaters, die eine Auszeichnung bedeutete, nicht ausschlagen. Im Kamin der Schreibstube flammten Buchen- scheite, und Herr Nikolaus breitete behaglich die mageren Hände gegen das Feuer aus.

„Ei, hier ist's besser als draußen. Verwichenes Jahr ist mir auf der Reise nach Stralsund das Reiten in die alten Knochen gefahren, und ich werd's nicht wieder los. Aeh!“

„Ihr müht Euch zu sehr, Herr Pate. Ihr solltet mehr an Euren Leib denken.“

„Das fehlte noch! Wenn ich erst in St. Marien unter den Steinplatten liege, hab' ich Zeit genug zum Faulenzen. So- lange mir die Heiligen das Leben lassen, bin ich unserer guten Stadt zu Dienst verhaftet. Meinst du, ich hätte allhier am Kamin Ruhe gehabt, wenn unterdessen Hermann Gollin oder Bernhard Peperack in Stralsund an meiner Stelle klug geschickt hätten. Den Steuermann, der in steifem Bette die Hand vom Steuerruder läßt, soll der üble Teufel holen.“

Herr Hinrich Wittenborg schlug dem alten Freund auf die Schulter. „Ich denke wie Ihr. Es ist ein hoher Vorzug für einen Mann, wenn die Heiligen ihn zum Regiment unserer Stadt berufen, aber an seines Leibes Behagen darf er als- dann nicht mehr denken. Je höher einer steht, um so mehr zaudert ihn der Sturm.“

„Das sieht das Volk aber nicht ein.“

„Das Volk“, lachte der Bürgermeister. „Heiliger Sankt Jakob, das Volk hat nicht mehr Verstand als eine Hammel- herde! Nur wenn es vom Hündlein des Gesetzes in guter Zucht gehalten wird, kann es sein, was es nach Gottes Ord- nung sein soll, das werthe und wichtige Werkzeug der Regie- renden. Ueberdies, wenn eine Herde dem Schäfer getreulich folgt, ist's immer schließlich zu ihrem eigenen Heil. Aber wollet Euch setzen, Herr Nikolaus, die Becher sind gefüllt.“

Sie nahmen an dem plumpen Eichentisch Platz, der in der Nähe eines kleinen bleiverglasten Fensters stand, das für jene Zeit einen ganz gewaltigen Luxus bedeutete und nicht viele seinesgleichen in Lübeck hatte. Als letzter setzte sich Johann. Er zupfte unruhig an seinem Schwertgurt, und seine Blide irrten immer wieder zum Fenster, allein er wußte, was sich schiedte. „Ihr spracht vorhin von steifem Bette, Herr Pate“, wandte er sich höflich an Schoneke, „vergönnt Ihr mir, zu fragen, was Ihr damit meint, oder rühre ich an der Stadt Geheimnisse?“

Der alte Bürgermeister strich sich den Bart. „Während der drei Jahre, die du in Brügge warst, Patensohn, hat sich in Dänemark viel begeben.“

„Ich weiß. Prinz Waldemar kehrte aus der Verbannung, in die Graf Gerd von Holstein ihn getrieben hatte, zurück und wurde König.“

Schonekes Augen funkelten. „Ja. Aber wer machte ihn dazu? Waldemar säße heute noch, ein verjagtes Prinzlein, am Hof seines Schwagers, des Markgrafen, wäre Lübeck nicht gewesen. Wir halfen, ihn auf seines Vaters Thron zurück- führen. Als Bittender kam er mit dem Brandenburger zu uns. Bückte seinen Nacken. Ich seh' ihn noch mit seinem schiefen Blick. Es kam ihn hart an, aber er tat's. Hahaha. Was blieb ihm sonst auch übrig?“

„Das war ein feiner Tag für Lübeck“, warf Herr Hin- rich ein.

„Ja, wahrlich. Wir waren Spieler am Schachzabelbrett der Welt. Und die Zukunft wird mehr solcher Tage für Lübeck bringen, wenn wir auf der Wacht sind und die Augen offenhalten, uns keinen Vorteil enschlüpfen lassen, um uns zum Herrn der Hanse zu machen, und die Hanse zur Herrin der Meere, das ist ein Ziel, wert, daß ein Mann dafür lebt und stirbt. Denn nur wer das Meer beherrscht, beherrscht die Welt.“

Er ergriß den Becher und tat einen tiefen Trunk.

„An König Waldemar werdet Ihr einen ewigen Freund haben“, meinte Johann.

Herr Nikolaus lachte spöttisch. „Du kennst die Belt wahr- lich noch wenig, Patensohn, das merk' ich. Verpflichte dir einen Mann zu Dank, und du hast ihn zum Feind. Der Schuldner wird immer den Gläubiger hassen, das ist Men- schenart. Daher müssen wir uns mit König Waldemar doppelt versehen, trotz aller Verträge, die ihn an uns binden. Wer weiß, wie bald —“

„Denkt Ihr an Krieg?“

Der alte Bürgermeister zuckte die Achseln.

„Es gibt Fälle, wo nur Waffen das Recht behaupten kön- nen, aber die wahre Wohlfahrt einer Stadt beruht letzten Endes auf der Arbeit ihrer Bürger und dem klugen Sinn ihrer Ratsherren. So sieht ein guter Bürgermeister am liebsten mit Zunge und Feder und sichert Leben und Gut der Bürger durch vorsichtige Verträge.“

Herr Nikolaus rieb und streckte das vom Reissen geplagte Bein. „Was in den Pergamenten steht, ist schön und gut und könnte gar nicht besser sein; aber wird Waldemar sich immer danach richten, heh? Mit seinem Spitznamen heißt er Atterdag.“

„Was wollt Ihr damit sagen, Herr Pate?“

„Atterdag heißt in der Sprache der Dänen so viel wie: Morgen ist auch noch ein Tag. Ein Tag, an dem er sich rächen kann, an dem er andern Sinnes werden wird, ein Tag, an dem heimliche Pläne offenbar werden. Ein Mann, der mit seinen Gedanken im ‚Morgen‘ lebt, ist unzuverlässig für das Heute, und so traue ich Waldemar Atterdag nicht über den Weg.“

Die beiden Bürgermeister sprachen in solcher Weise noch mancherlei, wie Männer, die mit ihren Gedanken und Plänen in aller Welt daheim sind und ihren steifen Nacken vor Kö- nigen aufrecht tragen. Auch in Brügge hatte Johann der- artiges gehört, aber es war doch nur ein schwaches Abbild dessen gewesen, was ihm hier in der Heimat entgegentrat. Im Kontor zu Brügge hatte er sozusagen die Uhr schlagen hören; hier meinte er in ihr Räderwerk zu blicken. Hier liefen alle die Fäden zusammen, an denen die Hanse ihre Mitglieder von Bergen bis Köln und von Wisby bis Braunschweig lenkte. Und es war wohl ein stolzer Gedanke, daß es ihm als Sohn seines Vaters dereinst obliegen würde, am Ruhm und der Größe der Hanse mitzuarbeiten. Dereinst, wenn er in die Jahre reifer Manneskraft kam. Einstweilen gab es noch Dinge, die ihn näher anrührten, die ihm selbst in Brügge niemals ganz fern gewesen waren. Immer enger wurde es ihm im Zimmer, je mehr das Gespräch der beiden alten Männer sich in die verwickelten Wege des Handels und der Politik verlor. Die Worte schwirrten ihm nur noch un- deutlich vor den Ohren; er drehte unruhig den leeren Becher hin und her und wünschte sich weit hinweg. Herr Nikolaus bemerkte es. „Dir wird der Boden heiß unter den Füßen, Patensohn.“

„Das wäre noch schöner“, murkte Herr Hinrich, „wo er zum erstenmal die Ehre genießt, an unseren Beratungen teilzu- nehmen.“

Schoneke lachte gutmütig-spöttisch. „Ich bin alt, aber noch nicht so alt, daß ich nicht mehr wüßte, wie mir's in meiner Jugend zumute war. Er ist gestern erst angekommen, nur zieht's ihn zu seinen Gesellen, was, Johann?“

Über die breite, schöne Stirn des jungen Menschen lief leichte Röte. „Herr Pate —“

„Siehst du, daß ich recht hab'! Daß gut sein, die Zeit wird schon kommen, da du dich freuen wirst, mit uns zu Räte zu sitzen.“

Herr Hinrich Wittenborg zuckte die Achseln und machte eine entlassende Bewegung. „So lauf.“

Gleich darauf stob Johann mit ein paar Sähen die Treppe hinunter und warf das Haustor hinter sich zu, daß es krachte. Eilig schritt er hindurch zwischen den Scharen der Metzger, den Sitzen der Bäcker und allerlei kleinem Budengeldichter, das die gewaltige Kirche „Sankt Mariä“ wie Ruchlein die Glucke umdrängte, und bog in eine der Straßen ein, die zur Trave führten. Dicht gedrängt hochschulterige Giebel- häuser und Speicher nebeneinander, wo immer aber an ihrer Hinterseite ein Plätzchen sich bot, waren, wie Schwalbennester, winzige Häuslein angeheftet, kümmerliche „Buden“, in denen

die Armsten der Armen ihr Leben fristeten. Fast in allen Straßen fanden sich diese Behausungen; man war an sie gewöhnt, und wer nicht gerade in ihnen wohnen mußte, dachte wenig darüber nach, daß sie, zumal im Winter, nicht viel besser seien als Hundehütten. Vor einem besonders hohen und schmalen Hause blieb Johann stehen und bewegte den Türklopper, der in der Nachmittagssonne blühte. „Er ist noch so blank wie immer,“ dachte er lächelnd, „Barbara hält darauf.“

Ein alter Mann in grobem Arbeitskittel öffnete.

„All ihr vierzehn Rothhelfer! Junker Johann!“ rief er erfreut,

Johann reichte ihm eine Münze aus dem ledernen Gurttäschchen. „Recht, daß Ihr mich nicht vergessen habt, Alter. Mancher kennt mich nicht mehr, nun ich im Bart komme.“

„Et, hättet Ihr einen Bart so lang wie Sanct Christopher, an Euren freundlichen Augen würd' ich Euch immer kennen.“

Ihr seid nicht wie die anderen Junker, die unsereinem kein Blick gönnen.“

„Sind der Herr und Jungfrau Barbara daheim?“

„Die Jungfer ist ausgegangen. Der Herr ist in der Schreibstube“, sagte der Alte und wollte sich wieder seiner Arbeit zwischen den Talgfässern und Häuteballen zuwenden, die die Diele bis zur Galerie füllten. Da öffnete sich im Hintergrund eine Tür. „Mit wem sprichst du, Bertram?“ Ehe der alte Knecht antworten konnte, sprang Johann lachend vor,

„Hinrich, alter Freund, da bin ich wieder!“

Hinrich Paternostermaier prallte zurück. „Johann Wittenborg!“ Durch seine Stimme klang etwas wie Schreck. „Die drei Jahre, die du in Brügge bleiben solltest, sind doch noch nicht herum.“

Johann lachte. „Um so mehr, hoffe ich, freust du dich meiner.“ Er trat lebhaft ins Zimmer, als sei er hier zu Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Der Cogitograph.

Von G. Müdiger.

Frau Professor Vogelsang war in ziemlicher Erregung. Seit acht Uhr früh hatte sich ihr Gatte in sein Laboratorium eingeschlossen, und jetzt war es zehn Uhr abends! Wenn sie ihn bat, doch zum Essen zu kommen, so brummte er unverständliche Worte, aus denen nur herauszuhören war, er habe sich ein paar Semeln mit hineingenommen und mehr brauche er nicht. Als sie gegen Abend eindringlicher bat, er möchte sich doch schonen und nicht auf seine Gesundheit sündigen, war er grob geworden, so daß sie gekränkt ins Wohnzimmer ging und den festen Entschluß faßte, ihn nicht mehr aufzusuchen, auch wenn er bis Mitternacht darin bliebe. Aber die Sorge bekam doch die Oberhand. Sie schlich sich öfters zur Tür und horchte. Sie vernahm aber nur eifriges Arbeiten, es klang nach Metallarbeit und Tischlerei. Was in aller Welt mochte er darin zusammenbauen?

Und wieder stand sie auf dem Dauscherposten, da wurde die Tür plötzlich aufgerissen und heraus stürzte Herr Professor Vogelsang, mit den Händen suchtelnd und hochrot vor Erregung. „Gelingen, gelungen!“ rief er und half mit erwachender Ritterlichkeit seiner Frau auf, die er beim Aufreißen der Tür umgeworfen hatte. „Das größte Werk aller Zeiten ist gelungen. Ich bin der berühmteste aller Sterblichen!“

„Was hast du denn erfunden?“ fragte Frau Vogelsang, der bei der Ueberlebenshaftigkeit ihres sonst so ruhigen Gatten ein leiser Zweifel an seiner Zurechnungsfähigkeit aufstieg.

„Komm nur“, erwiderte er stolz, „jehet kann ich es dir zeigen, denn jetzt ist es reif, das Licht der Welt zu erbliden.“ Und damit zog er sie zu einem glitzernden Apparat, der mitten im Laboratorium stand. „Weißt du, was das ist?“

„Ein Phonograph?“ meinte sie.

„Ja, so sieht es etwa aus. Hier ist das Kästchen, hier die Schalldose mit der Nadel, hier der Schalltrichter aus Messing. Soweit scheint es wirklich ein Phonograph. Aber siehst du nicht den zweiten, ähnlichen Apparat daneben?“

„Ach, das ist wohl ein Phonograph für Puppen?“ lachte Frau Vogelsang.

„Die Sache ist tiefer!“ tadelte ihr Mann ihre Heiterkeit. „Dieser fein empfindliche Apparat ist das Um und Auf meiner Erfindung. Du weißt, daß die Wirkung des Phonographen darauf beruht, daß die auf eine feine Membran übertragene Schallwellen durch einen Stift auf eine weiche, vorbeibewegte Masse geschrieben werden. Nun tat ich einen Schluß, der — das ist ja das Geniale an großen Erfindungen — im Grunde genommen ganz auf der Hand liegt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß unsere Gedanken zwar nicht Wellenbewegungen irgend eines Mediums sind, aber doch mit Wellenbewegungen verbunden, verschwifert sind. Wenn es mir also nur gelingt, einen genügend feinen Aufnahmeapparat zu bauen, so müssen sich auch die Gedanken eines Menschen aufzeichnen lassen wie Schallwellen. Das Besorgt dieser kleine Apparat hier. Lege ich dann die gewonnene Schallplatte auf den großen Apparat, der auf Schallverstärkung hin gebaut ist, so werden die nur schwachen Eindrücke auf der Platte entsprechend verstärkt und treten als Worte in Erscheinung. Das könnte auf den ersten Augenblick überraschen; aber es ist eine dem Psychologen geläufige Tatsache, daß ein Großteil unseres Denkens in Worte verläuft, weil wir gewöhnt sind, mit jedem Gedanken ein Wort zu verbinden. Ich nenne den Apparat Cogitograph, von lateinisch cogito, ich denke, und griechisch graphen, schreiben; das Wort bedeutet aber Gedankenschreiber, wie Phonograph den Lautschreiber. Verstehst du jetzt?“

Die hilflose Miene der Frau Portiunkula sagte auch ohne Worte, daß sie nichts verstand.

„Nun, ich will dir den Apparat in Tätigkeit zeigen“, setzte Vogelsang fort. „Kannst du irgend etwas auswendig, sagen wir . . . eine Stelle aus Homer?“

Frau Portiunkula gestand, daß sie — russische Schriftsteller nicht lese, weil sie unmoralisch seien, fügte aber hinzu, ein Kochrezept wüßte sie wohl auswendig.

„Also sage es dir in Gedanken auf, dein Kochrezept!“ Er ließ sie nicht niedersehen, so daß ihre Stirn dem kleinen Apparat nahe war. Dann drückte er auf einen kleinen Knopf, und die Scheibe begann zu kreisen. Als sie abgelaufen war, übertrug er sie auf den großen Apparat, der nun, in Bewegung gesetzt, mit laut vernehmbarer Stimme schmetterte:

„Es ist eigentlich zu dumm, daß ich mich zu so was hergebe. Salzburger Noden. In 7 Deka Butter werden nach und nach 4 Dotter und 4 Messerspitzen Mehl gerührt. Es wäre doch wirklich ein Wunder, wenn dem alten Tepp einmal etwas Vernünftiges eingefallen wäre. Dann gibt man einen Eßlöffel Vanillezucker, etwas Salz, und von vier Eiweiß den Schnee dazu. Wäre übrigens ungemütlich, wenn man seine Gedanken immer so durchschauen lassen müßte. In eine Pfanne kommt ein nußgroßes Stückchen Butter und soviel Milch, daß sie zwei Zentimeter hoch darin steht, worauf man obige Mischung hineingießt. Sonst könnte er es merken, daß ich beim Wirtschaftsgeld öfter größere Ersparungen für mich mache. In die Röhre stellt man das Ganze erst, wenn die Suppe aufgetragen wird. Und ich glaube, er hat es noch nicht einmal gemerkt, daß ich ein falsches Gebiß habe; es ist doch gut, wenn man so in seine Wissenschaft vertieft ist. Ist es gebadet, so sticht man mit einem Löffel Noden aus und bestreut sie mit Zucker. Trotz seiner Gelehrsamkeit ist er doch ein rechter Schwachkopf. Man gießt eine leichte Vanillecreme darüber.“

Während der Phonograph diese Vitanei mit unbarmherziger Stimme trompetete, sah Frau Portiunkula wie versteinert. Schon nach den ersten Worten hätte sie davonlaufen mögen. Aber die Sinne verlagerten ihr den Dienst. Doch auch der Gatte hatte mit der größten Verblüfftheit zugehört. Und als der Apparat geendet hatte, sprach der Professor kein Wort, sondern stürmte mit wütendem Blicke davon und warf die Tür hinter sich zu.

Erst spät in der Nacht kehrte er heim, warf sich sogleich in sein Bett, ohne seine Frau anzusehen, und war trotz seines Joans binnen wenigen Minuten fest eingeschlafen.

Frau Portiunkula kannte zwar den Homer nicht, aber in praktischen Dingen war sie nicht dumm. Als sie sich überzeugt hatte, daß ihr Mann ehrlich schnarchte, brachte sie vorsichtig den kleinen Apparat aus dem Nebenzimmer, setzte ihn auf einen Sessel nahe seinem Kopf und ließ mehrere der kleinen Platten vollschreiben. Dann trug sie die Dinge wieder ins Laboratorium und begann die Platten durch den großen Apparat abspielen zu lassen. Als sie zurückkehrte, war sie zwar deutlich aufgeregt, aber im Grunde sah sie doch nicht unbefriedigt aus.

Für den nächsten Tag hatte Professor Vogelsang eine glänzende Versammlung der „Naturforschenden Gesellschaft“ zusammengesendet, der die bedeutendsten Gelehrten angehörten und der er seine Erfindung vorführen wollte. Stumm ging er davon, während zwei Diener ihm die kostbaren Apparate nachtragen mußten.

Als er aber drei Stunden später heimkehrte, sah er gar nicht nach Triumphant aus. Wütend warf er Hut, Mantel und Regenschirm in eine Ecke und rannte mit großen Schritten auf und ab. Seine Frau ließ ihn laufen. Er sollte nur zuerst sprechen, lange würde er es doch nicht aushalten. Und richtig, endlich brach er los: „Diese Schafsköpfe, diese Idioten!“

Sie antwortete nicht.

„Die Versuche sind glänzend gelungen, der Cogitograph arbeitete herrlich. Aber wenn die Leute eben so jammervolle Gedanken haben!“

Neuerlicher Rundlauf.

„Die Naturforschende Gesellschaft ist gesprengt. Zwanzig Ehrenbeleidigungsklagen und zwölf Duelle sind anhängig. Gegen fünf Herren ist ein Strafprozeß eingeleitet, einer hat sich gleich nach der Sitzung erschießen wollen, vier sind nach dem Ausland geflohen.“

Da lachte Frau Portiunkula zum erstenmal wieder. Sie packte ihren Gemahl am Armel und zog ihn ins Nebenzimmer. Dort legte sie eine von mehreren herbeigeholten Platten auf. „Du hast die Scheidung eingeleitet?“ fragte sie scharf.

„Woher weißt du...?“

„Aus dieser ersten Platte, die ich gestern von dir während des Schlafes abnahm. Nun höre die zweite.“

Und der Phonograph krächzte: „Kach, kach, kach, krrrr, kach-kach-kach. Nun komm nur her, meine liebe Maus. Nein, nein, auf den Schoß sollst du kommen. So, schön! Was du für schöne Beinchen hast! Bist ein feiner Kerl! Gib mir ein Bussti, Else-Mädi! So, noch eins! Wenn das meine Alte zu Hause wüßte! Die glaubt ich bin im Naturwissenschaftlichen Verein. Noch ein Bussti. Na, erdrück' mich nur nicht! Uff!“ Damit schnappte die Platte ab.

„So,“ sagte Frau Portiunkula mit großem Hohn, „das war dein erster Traum in dieser Nacht. Ich habe die Zeit heute vormittag genützt und weiß alles. Jetzt überlege dir, ob du die Scheidungsklage aufrecht erhalten willst. Der Blamierte wärst nur du. Ich habe noch drei Platten.“

Damit packte sie die fünf Platten zusammen und ging siegesgewiß aus dem Zimmer.

Der berühmte Erfinder aber nahm einen Hammer und hieb seinen Cogitograph in Stücke.

Die Hygiene des Toiletentisches.

Von Florence Bidor.

Schönheitspflege ist heute vor unbedingten Wichtigkeit für jede Frau geworden. Der Toiletentisch spielt beinahe eine größere Rolle als der Garderobenschrank. Leider wird sehr oft verabsäumt, an die hygienischen Erfordernisse der Toiletteartikel zu denken, und da Reinlichkeit die erste Bedingung der Schönheitspflege ist, wäre es eigentlich angebracht, den Gegenständen des Toiletentisches ebensoviel Sorgfalt zu widmen wie etwa den Instrumenten eines Chirurgen.

Folgende Ausstattung hatte ich für unbedingt nötig, um den Anforderungen der Hygiene stets Rechnung tragen zu können:

Zwei Haarkämme. Einen Tag um den anderen ist jeder Kamm mit Seife und lochendem Wasser zu reinigen. Zwei Haarbürsten. In derselben Art wie die Kämmen zu säubern. Vier Puderquasten. Eine Puderquaste ist nicht länger als eine Woche zu benutzen und dann zu waschen. Die unbenutzten Quasten werden am besten in einer verschlossenen Glaschale aufbewahrt. Zwei Päckchen Seidenpapier zum Entfernen von Goldcrem und Schminke. Der Gebrauch von Gesichtstüchern ist meiner Ansicht nach durchaus unhygienisch. Zwei weiche Lederüberzüge für



Die elegante Florence Bidor, einer der Hollywooder Filmstars, der durch seine extravaganten, aber immer sehr geschmackvollen Toiletten die Aufmerksamkeit erregt.

(Phot. Paramount.)

Agelpolierer. Nach einwöchigem Gebrauch kann jeder dieser Lederzüge gewaschen werden, aber es ist schon besser, ihn fortzuwerfen und einen neuen Lederzug zu kaufen. Die Zahnpflege gehört in begrenztem Sinne ja auch zur Schönheitspflege, doch hat sie eigentlich nichts mit der Hygiene des Toiletentisches zu tun. Trotzdem möchte ich darauf hinweisen, daß ich den Besitz von zwei Zahnbürsten für unbedingt erforderlich halte und eine Erneuerung der Zahnbürsten alle zwei Monate für notwendig ansehe.

Der Arzt als Reisebüro.

In diesen Tagen der großen Vorbereitungen auf die Sommerreise pflegt das ärztliche Sprechzimmer oft einem Reisebüro zu gleichen und angefüllt zu sein von Kranken, die nicht eigentlich krank sind, sondern krank waren oder es

zu werden fürchten. Sie alle heischen jetzt den Rat des Arztes für die zweckmäßige Anwendung ihres Sommerurlaubs. Das ist gut so; denn nur eine zweckmäßige Ausnutzung des Sommerurlaubs gewährleistet die erwünschte körperliche und geistige Erholung oder die restlose Beseitigung von Krankheitsüberresten.

Schon bei der Auswahl des Aufenthaltes können entscheidende Fehler begangen werden. Für den Gesunden

dürfte ganz allgemein der Satz gelten, daß die Erholung im Wechsel der Tätigkeit liegt. So wird der Stubenhocker, der Büromensch zweckmäßig das Gebirge aufsuchen, wo er in frischer Luft dem Körper die sonst mangelnde Bewegung durch Wandern oder Bergsteigen geben kann. So wird der Städter mit Vorteil der Ruhe und Beschaulichkeit des Landlebens sich hingeben und der Landmann gleich dem Schwerarbeiter oft an der See die notwendige Erholung finden. Weit schwieriger wird die Entscheidung, wenn es sich um Kranke oder Halbgesunde handelt. Zu letzteren gehört das große Heer der Schwächlichen, Blutarmen und Nervösen. Sie werden vor allem des sachverständigen ärztlichen Rates niemals entbehren können, wenn es gilt, zu wählen: ins Gebirge oder an die See? Denn nur die genaue ärztliche Kenntnis der körperlichen Eigenart vermag davor zu schützen, daß man nach beendetem Sommeraufenthalt nervöser heimkehrt, als man fortging, daß Appetit und Körpergewicht ab- statt zugenommen haben usw. Bäder und Trinkkuren verlangen ganz besonders eingehende Kenntnis ihrer Wirkungsweise und sollten daher niemals auf eigene Faust unternommen werden.

Wenn sich der Kurerfolg bisweilen nicht sofort einstellt oder zunächst sogar eine gewisse Verschlimmerung bestehender Beschwerden auftritt, so zweifle man nicht gleich an der Richtigkeit der ärztlichen Verordnung. Häufig bedarf es einer gewissen Zeitspanne der Anpassung des Körpers an das Klima oder die Kurmittel, bis der erwünschte Erfolg zutage tritt. Auch die Frage einer einzuhaltenen Diät muß ausschließlich vom Arzt entschieden werden. Wer seinen Urlaub nutzbringend für die Wiederherstellung oder Erhaltung seiner Gesundheit verwerten will — und wer wollte das nicht? — für den gilt der Rat: „Willst du verreisen, frag' deinen Arzt!“

Bedenktage.

21. Juni. Otto Freiherr von Taube. Am 21. Juni begeht Otto Freiherr von Taube, der deutsch-baltische Dichter, seinen 50. Geburtstag. Er ist in Neval geboren, ging in Kassel zur Schule, studierte in Genf und an verschiedenen deutschen Universitäten Naturwissenschaften, Jura und Kunstgeschichte, so daß er mit dem philosophischen und juristischen Doktor die preussische Verwaltungslaufbahn antrat, die er bald wieder verließ. Reisen führten ihn durch ganz Europa, besonders nach Spanien und Italien. Längere Zeit wohnte er in Weimar, nach dem Kriege in Götting bei München. Reiche Sprachkenntnisse befähigten ihn zum Uebersetzer, und mit Uebersetzungen aus dem Italienischen trat er auch zuerst als Schriftsteller hervor. Ein Gedichtbuch „Verse“ eröffnet die Reihe seiner eigenen Werke. 1908 folgten „Gedichte und Szenen“, 1911 „Neun Gedichte“. Drei Romane dürfen Anspruch auf Beachtung machen: „Der verborgene Herbst“ (1913), der nicht sehr reich an äußerer Handlung, aber um so stimmungsmächtiger ist, „die Löwenpranke“ (1921), in denen das Schicksal zweier Figuren aus dem ersten Werk fortgeführt und in stärkerem Maß als zuvor Zeitritt geübt wird, endlich 1927 „Das Osterfest“, das noch mehr den Charakter des großen Gesellschaftsromans anstrebt, nun aber mit ausgesprochener Kritik, ja Satire. Neben diesen Hauptwerken stehen novellistische Arbeiten, die durchweg einen verantwortungsbewußten Künstler am Werk zeigen. Beispielhaft zu wirken, das ist sein hohes Ziel.

Fröhliche Ecke.

Pentalla. „Pentalla“ war sein Spitzname.

Er hatte so wundervoll große Ohren, grad wie der Mann auf dem Bleistiftreklamebild.

Einmal war Beschäftigung.

Erzellenz Loewensfeld ging die Front herunter und blieb — beeindruckt von den großen Lauschern — vor Pentalla stehen.

„Den hat wohl die Hebamme an den Ohren herausgeholt?“ sagte „Sally“ in seiner näselnd-singenden Art.

Erstbroden stürzte der Kompagniechef vor:

„Verzeihung, Euer Erzellenz — das ist ein Zahnenjunke!“

„Sally“ klemmte sich ein „Moonoooskel“ ein und schaute den Häuptling damit an:

„Na, glauben Sie etwa, det der nich geboren is?“